

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal.

Copyright 1915 by Georg Müller, Verlag, München.

(Nachdruck verboten.)

### 1. Kapitel.

#### Zwischen Harwich und London.

Die Spätherbstmorgensonne stieg gleich einem malkroten Ball aus dem Meere und ließ Schein in feurigen Flämmchen über die Fenster am Hafen von Harwich zittern. Die Stadt selbst lag da, verödet und ausgestorben; die wenigen Leute, die in Geschäften die Straßen durchheilten, zeigten bittere verhärmete Gesichter. Auch in der Hafengegend schien bleierne Schläfrigkeit auf den Gemütern zu lasten; auch hier war nichts vom Leben und Treiben, vom Lachen und Hasen früherer Tage zu spüren, obwohl doch erst vor einer halben Stunde der Postdampfer von Holland eingelaufen war.

Die Postfäcke, die die „Zeeland“ mit sich führte, waren den Reisenden, die das Schiff verließen, an Zahl fast überlegen.

Fremdlich, wem verging in solcher Zeit nicht die Lust zum Meeren? Die Minensfelder der Nordsee waren das Aergste nicht. Die konnte man bequem umschiffen, da ihre Lage bekannt war. Aber nicht umschiffen konnte man diese deutsche Unterseebootpest. Nun fuhr man ja während der Nachtzeit und überdies hatten sich die Deutschen in den letzten Wochen feltener an der Ostküste gezeigt. Doch das Gespenst der Gefahr hob nach wie vor drohend das Haupt — und die Osthäfen Englands waren stiller und stiller geworden.

Auch heute entstiegen dem Dampfsboot nur wenige Reisende, ein Offizier, der Hauptmannsuniform der kanadischen Ottawa-Filiiere trug, ein paar Zwischendepaspassagiere und ein halb Duzend Geschäftsreisende, die unentwegt weder Krieg noch Gefahr scheuten. Die Hafenbeamten, denen der Sicherheitsdienst, vor allem die Pässeprüfung und die Ueberwachung der vom Ausland Zugereisten oblag, trachteten, ihre Arbeit rasch zu beenden. Das Handgepäck war gründlich durchwühlt, alle mitgeführten Briefschaften wurden gelesen, die Kleider der Reisenden nach gefährlichen Zeitungen durchsucht und selbst die Uhrendedel geöffnet, um das Einschmuggeln von verdächtigen Gegenständen zu verhüten. Mit kühler Gelassenheit hörten die Beamten die gewohnten Scheltworte der Reisenden an; sie zuckten stumm mit den Achseln. Selten, daß sich einer zu den Worten verstieg: „Was wollen Sie? 's ist Krieg!“

Drüben auf der anderen Seite des Hafens stand abfahrbereit der Zug nach London.

Gleichmütig lächelnd hatte der junge Offizier die Leibesuntersuchung und Prüfung von Paß und Gepäck über sich ergehen lassen. Nun rief er einen Träger an und befahl ihm,

seinen kleinen Koffer hinüber zum Zug zu tragen. Er selbst kaufte die neueste Londoner Morgenzeitung, steckte sich die Stummelpfeife an und stampfte dann dem Gepäckträger nach.

Er wollte kräftig ausschreiten, zuckte aber sogleich schmerzhaft zusammen. Dieser verdammte Anieschuß! Er paffte während den Rauch seiner Pfeife in dicken Wolken von sich.

Am Zug entlohnte er den Gepäckträger, wählte ein leeres Abteil zweiter Klasse und versuchte, es sich so bebaglich wie möglich zu machen. Wie von ungefähr wanderte sein Blick von der verschlafenen Stadt zum Hafen hinüber. Gleich einer riesigen Wanne lag die stille Bucht von Harwich vor ihm; weit und breit war kein Schiffsbug die Bogen auf und nur im Südosten deutete eine schwache Rauchsäule die Richtung an, in der sich die „Zeeland“ entfernte.

Ein Sächeln huschte fast unmerklich über seine Büge; er sandte noch einen grüßenden Blick nach der Rauchsäule; dann lehnte er sich in die Polsterede und entfaltete die Zeitung.

Er überflog gerade das Wichtigste, die letzten Telegramme, als die Tür hastig aufgerissen wurde und mit fliegendem Atem ein Herr ins Abteil stürzte.

Der Hauptmann sah forschend von der Zeitung hoch und für eine Sekunde trafen sich die Blicke der beiden Männer. Der Neugekommene war gut gekleidet, verriet aber sonst im Außern nicht eben große Wohlhabenheit. Sein Gesicht war glatt rasiert wie das des jungen Offiziers; doch seine Stirn war gesurrt; seinen Mund rahmten zwei scharfe Falten ein, die Narbenmale der Sorge. So sah er vielleicht etwas älter aus als der Offizier; aber wahrscheinlich war der Hauptmann, dessen Anlitz trotz der Strapazen des Feldzuges noch seine Jugendfrische bewahrt hatte, der ältere von beiden; er mochte die Dreißig wohl schon überschritten haben.

Der Neugekommene ließ keinen Blick von seinem Gegenüber. Als das Abfahrtszeichen gegeben war, erhob er sich, warf die Zigarette, an der er gesogen hatte, mit einer nachlässigen Gebärde hinaus aufs Nebengleis und zog die Fenster hoch.

Und während sich der Zug langsam in Bewegung setzte, sagte er ohne weitere Einleitung:

„Ich habe die Ehre mit Capitain Bongford?“

Der Angeredete schnellte empor, als hätte er auf einem Nadelstiffen gesessen. Das Zeitungsblatt wurde fast völlig zerrüllt.

„Sie wissen —“ stieß er hervor; dann fuhr er ruhiger fort: „Das heißt, ich entsinne mich nicht, jemals das Vergnügen gehabt zu haben...“

Auch der andere stand auf. „Ich bitte um Verzeihung. Mein Name ist James Atterley; ich bin Mitarbeiter der Zeitung, die Sie soeben aus der Hand legten.“

„Und Sie wissen, wer ich bin? Was verschafft mir die Ehre, wenn ich fragen darf?“

Der Zeitungsmann setzte sich wieder, zog eine Zigarette aus der oberen Westentasche, setzte sie in aller Unständigkeit in Brand und meinte dann, sich an der Verlegenheit des Offiziers weidend:

„Um's Herz zu sagen, ich habe Sie hier erwartet, Kap't'n Longford.“

„Erw. . . erwartet?“

„Nun ja, ich habe den Auftrag, Sie zu empfangen. London erwartet Sie!“

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Hauptmanns. Der Mann war entweder ein Detektiv oder ein Spion, vielleicht auch nur ein neugieriger Herr von der Presse, womöglich alles zusammen in einer Person.

„London erwartet mich, sagen Sie?“

„Ich sage nicht zuviel. In City und Westminster spricht man seit Tagen von nichts anderem als von Mister Longford, dem Hauptmann der Ottawa-Militäre, der aus der deutschen Gefangenschaft entflohen.“

Wieder lächelte der junge Offizier, — es war schwer zu unterscheiden, ob geschmeichelt oder verächtlich. „Ich war noch nie in London.“

„Ich weiß Bescheid,“ unterbrach ihn der andere eifrig. „Sie haben früher auf Ihrer Farm bei Ottawa gelebt, traten dann, als der Krieg ausbrach, wieder bei Ihrem Regiment ein, sind zuerst nach Liverpool, dann nach Frankreich verschifft worden, erhielten im Flandrischen drüben einen Schuß in den Unterschenkel. Als Sie aus der Ohnmacht erwachten, lagen Sie in einem deutschen Feldlazarett. Ihr Regiment war teils zusammengeschossen, teils von den Deutschen gefangen, und vor etwa acht Tagen sind Sie nach Holland geflohen, wo Sie in Rotterdam bei unserm Konsul rührende Aufnahme fanden. Welch ich nicht ganz gut Bescheid?“

Longford runzelte die Stirn. „Es scheint allerdings so, als ob Sie Bescheid wüßten. Darf ich fragen, wodurch Ihnen die Möglichkeit ward, in meinen Erlebnissen wie in einem Buche zu blättern?“ Der Mann begann ihm etwas unheimlich zu werden.

Atterley zog eine Nummer des Amsterdamer „Telegraaf“ aus der Tasche.

„Ich erzähle Ihnen nur, was Sie selbst vorgestern im Amsterdamer „Telegraaf“ veröffentlichten.“

Die Augen des Hauptmanns blickten hart und finster. „Ich habe in meinem Leben nicht eine Zeile im „Telegraaf“ veröffentlicht.“

„Nun,“ versetzte der Journalist, immer noch im Tone der Ueberlegenheit, vielleicht haben Sie einem Mitarbeiter der Zeitung einiges erzählt?“

„Ich kann mich auch nicht entsinnen, je eine Unterredung mit einem Mitarbeiter des Blattes gehabt zu haben, abgesehen vielleicht von einer kurzen Begegnung, von der ich Ihnen auch Mitteilung machen will. Gelegentlich eines Besuchs, den ich vor ein paar Tagen im britischen Konsulat machte, stellte mir Konsul Humphrey auch einen widerlichen Burschen vor, der vorgab, Mitarbeiter des „Telegraaf“ zu sein. Ich hörte ihn, dann erklärte ich ihm rundweg: Mein Herr, ich bedauere sehr; ich reise dieser Tage nach London; ich habe Gründe, Einzelheiten aus meinen Erlebnissen vorerst nicht preiszugeben.“

„Ich verstehe,“ unterbrach Atterley. „Sie wollten in London ihre Feldzugserinnerungen niederschreiben und dafür einen Verleger suchen.“

„Sie verstehen gar nichts!“ brauste der Offizier auf. „Lassen Sie mich gefälligst ausreden! Darauf versuchte der Herr, also ein Kollege von Ihnen, das Nötige aus mir herauszupressen, indem er sagte: Sie brauchen gar nichts zu erzählen. Ich schreibe eben so. Darauf verließ ich das Zimmer. Folglich kann das Blatt keine Unterredung mit mir.“

Der Journalist war unter den scharfen Worten heftig zusammengezuckt. Er blinzelte nervös, wie jemand, der anhaltend in die Sonne gesehen, zog aber nochmals das holländische Blatt hervor und stannelte:

„Aber, Kap't'n, nehmen Sie doch Vermutung an . . . ich weiß gar nicht . . . ich wollte Sie gewiß nicht im entferntesten verletzen . . . Hier steht doch wirklich . . .“

Longford hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu. „Ihr Benehmen kommt mir im höchsten Grade merkwürdig vor. Sie scheinen ein Spion zu sein, der die Offiziere, die von der Front kommen, auszuhorchen versucht.“

Und ehe Atterley es verhindern konnte, war er aufge-

sprungen und hatte die Koffeine gezogen. Dann riß er seinen Dienstrevolver heraus und sagte ganz frostig: „So, Mister Atterley, oder wer Sie sonst sein mögen, nun wollen wir doch einmal sehen, ob Sie sich über Ihre Person auszuweisen imstande sind.“

Währenddessen hatte die Maschine scharf gebremst. Der Zugführer trat heran.

„Schaffner!“ rief ihm der Hauptmann zu, „kommen Sie herein und nehmen Sie diesen Herrn in Verwahrung! Ich will nicht geradezu behaupten, daß er ein Spion ist; aber sein Verhalten kommt mir nicht ganz geheuer vor. Womit halten wir dennächst wieder an?“

„Wir werden in zehn Minuten in Chelmsford einfahren.“

„Es ist gut! Dort werden wir weiter sehen!“

Der Zeitungsmann ergab sich in sein Schicksal und folgte schweigend dem Zugführer. Die Maschine zog wieder an, und alsbald flog der Zug mit verdoppelter Geschwindigkeit dem nahen Chelmsford zu.

Als der Hauptmann allein war, bückte er sich und griff nach dem holländischen Blatt Tatsächlich, da stand eine Unterredung, die er mit einem Mitarbeiter der Zeitung gehabt haben sollte: „Der Geld, der den Hunnen entkam!“ Verächtlich schürzte er die Lippen. Auch sein Bild hatten sie gebracht. Die Aufnahme zeigte ihn in dem Augenblick, da er aus dem britischen Konsulat heraustrat. — Er lachte lautlos in sich hinein. Klatsche hatten sie ja nun genug für ihn gemacht. . .

Der Zug hielt im Bahnhof von Chelmsford.

Longford ging auf den Vorsteher zu und entnahm seiner Brieftasche einige Papiere.

„Hier mein Paß. Sie sehen, das Signalement stimmt. . . Augen braun, Haare schwarz, Nase scharf, Mund gewöhnlich, Barttracht.“

„Aber bitte, bitte,“ unterbrach ihn der Beamte, „womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ja, mir ist da eine unangenehme Geschichte widerfahren. Ich habe.“

Im selben Augenblick betrat auch der Schaffner mit seinem Gefangenen den Dienstraum. Er erstattete Meldung, und der Bahnhofsvorsteher ersuchte Atterley, sich über seine Person auszuweisen. Ohne zu zögern, legte dieser seinen Paß vor. Die Angelegenheit war in besser Ordnung. Er hieß wirklich James Atterley, war verheiratet, Zeitungsberichterstatter und wohnte in Paddington-London. Der vermeintliche Spion lachte über das ganze Gesicht. Auch der Hauptmann lachte jetzt, streckte dem Journalisten beide Hände hin und bat: „Seien Sie mir um Himmels willen nicht böse! Aber schuld ist der gute Konsul Humphrey in Rotterdam. Er hat mich noch einbringlich vor allen Spionen gewarnt. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung.“

„Aber keine Ursache,“ wehrte Atterley bescheiden ab.

„Ich mag selbst an dem Mißverständnis nicht ganz unschuldig sein. Die Geschichte gehört jedenfalls zu meinen heitersten Erlebnissen!“

„Also, Sie sind mir nicht böse!“

„Dann darf ich Sie vielleicht bitten, mir für den Rest der Fahrt Gesellschaft zu leisten?“

„Ich will's nichts, was mir angenehmer wäre.“

Und an dem verwunderten Zugführer vorüber, dem der Offizier ein paar Silberstücke gleichsam als Schweigegeld in die Hand drückte, schritten beide auf ihr Abteil zu. Sie nahmen ihre alten Plätze ein und der Hauptmann begann das Gespräch: „Um eine Gefälligkeit möchte ich Sie gebeten haben: Veröffentlichung Sie die Geschichte nicht; das wäre doch außerordentlich peinlich für mich.“

„Sie treten!“ widersprach der Zeitungsmann. „Das wird Ihren Ruhm noch vergrößern! Lassen Sie mich nur machen! Sie werden Ihre Freude daran erleben. Wollte Gott, alle unsere Offiziere wären Spionen gegenüber so vorsichtig!“

„Sie tun mir zuviel Ehre an. Mich hat ja nur der brave Humphrey in Rotterdam vorsichtig gemacht. Uebrigens — er sagte sich wie in plötzlicher Erleuchtung an die Stirn — Humphrey scheint dem Artikel im „Telegraaf“ nicht ganz fern zu stehen . . . aber freilich, schließlich konnte der Bursche die Einzelheiten nur von ihm haben . . . jetzt fällt's mir wie Schuppen von den Augen . . . an Humphrey haben Sie sich vermutlich gewendet, um zu erfahren, wann und mit welchem Schiff ich hier eintreffe. Dann sind Sie mir entgegengefahren, um für Ihre Zeitung eine möglichst zugkräftige Unterhaltung zu erlangen, und

Nach dessen hat Sie der Ordinarie wegen Spionagever-  
dachts festnehmen lassen."

"Ihre Vogt! In allen Ehren. Was Sie vermuten, dürfte  
in der Tat zutreffen. Aber ich fahre jetzt wirklich nicht im  
Auftrag meiner Zeitung, sondern ohne Scherz im Auftrag  
von Lord Southcliffe persönlich."

"Und wer ist Lord Southcliffe, wenn die Frage ver-  
stattet ist?"

Der andere glaubte einen Augenblick, er werde zum  
besten gehalten. Er war vor Staunen starr. „Was? Sie  
kennen Lord Southcliffe nicht? Das heißt ja Petroleum  
brennen und Rockefeller nicht kennen. Lord Southcliffe ist  
der mächtigste Mann in England. Er ist unser heimlicher  
König. Fast alle Londoner Zeitungen gehören ihm. Keinen  
Minister gibt's bei uns, der sich halten könnte, wenn er  
Lord Southcliffe nicht genehm wäre. Wenn Lord Southcliffe  
wünscht, daß wir Krieg führen, so führen wir Krieg; wünscht  
er die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, so wird  
die Wehrpflicht eingeführt; wünscht er, daß wir uns mit  
Deutschland vertragen, so ist übermorgen Friede."

"Versprechen Sie, bei alledem ist mir nicht recht klar,  
welchen Anteil gerade ein Mann von der Bedeutung des  
Lord's an meiner Person nehmen kann."

(Fortsetzung folgt.)

### Wie alt sind die Bauernregeln?

Kulturgeschichtliche Studie. Von Dr. Johannes Kleinpaul.  
(Nachdruck verboten.)

In jekiger schwerer, ernster Zeit, wo jeder glücklich ist, wenn  
er einen Garten oder ein Feldstückchen hat, wo man Biergärten und  
öffentliche Anlagen in Nutzgärten umwandelt, wo wir alle auch  
das Gebrechen der Saaten und Pflanzungen auf den weiten Feldern,  
draußen vor der Stadt, mit aufmerksamsten Erntesorgen und Hoff-  
nungen begleiten, gewinnen für eine größere Allgemeinheit auch  
die alten Bauernregeln wieder ein lebhafteres Interesse. Mancher,  
der sie jahraus jahrein in Kalendern und Tageszettungen gesehen —  
aber überschlagen — hat, fragt sich wohl jetzt, was es damit eigent-  
lich für ein Verwandnis hat. Woher stammen sie, was haben sie  
für Wert, wie alt sind sie? Gerade in den durch eine ganz be-  
sonders ungewöhnliche Witterung ausgezeichneten Kriegsjahren, in  
den kommenden Frühjahr- und Sommermonaten, wo auch da  
draußen auf unsern friedlichen Fluren alles zur Entscheidung  
drängt, wird man besonders scharf auf die verschiedenen Vostage  
und die von ihnen abgeleiteten Regeln, die sich mit den Witter-  
ungserscheinungen und mit den Ernteaussichten beschäftigen,  
achten; dadurch gewinnen alle diese Fragen eben jetzt ein gesteigertes  
Interesse.

Sie sind nicht so ohne weiteres zu beantworten. Die Bauern-  
regeln sind zum mindesten schon so lange bekannt, als es gedruckte  
Kalender gibt. Alljährlich, so oft ein neuer Kalender heraus-  
kommt, werden sie neu gedruckt, und auch die Zeitungen veröffent-  
lichen regelmäßig eine Auslese aus ihrer großen Zahl, je nachdem  
die besonderen Witterungsverhältnisse das angezeigt erscheinen  
lassen; besonders die „Semtblätter“ beschäftigen sich gern mit  
ihnen. Oberflächliche Leser freilich — die zu nichts Zeit  
haben — behaupten, daß sie ihnen nichts abgewinnen können. Sie  
bezeichnen sie als Ueberbleibsel einer längst überholten Zeit, für  
deren altväterischen, hausbackenen Wib und Geschmaad „man“ heu-  
zutage nichts mehr übrig hat. Andere aber erkennen und schätzen  
diese anspruchslose volkstümliche Weisheit als lebendigen Augen  
eindringlicher Naturbeobachtung und der humorvollen Anschauungs-  
weise unserer Vorfahren. Freilich muß man, um das recht zu  
würdigen, Mühe und Gelegenheit haben, allen jenen Dingen: Witterung  
und Wetter, Tier- und Pflanzenwelt und ländliches  
Leben, von denen in den Bauernregeln die Rede ist, selber mit  
gleich inniger Liebe und Aufmerksamkeit nachzugehen; und daran  
fehlt es heute, selbst auf dem Lande, häufig an Zeit. Daran läßt  
sich aber auch schon bis zu einem gewissen Grade erkennen, wie  
weit die Entstehung der Bauernregeln zurückzuführen sein mag.  
Denn zweifellos stammen sie aus einer Zeit, in der „man“, das  
heißt die namenlose Masse unseres Volkes, in der wir die Urheber  
dieser Merkwürdigkeiten zu erkennen vermögen, — die nötige Mühe  
und Gelegenheit dazu hatte.

Ein anderes Merkmal sind die Reime. Sie erinnern noch an  
eine weit zurückliegende Vergangenheit, in der unser Volk alle S,  
was ihm wichtig und merkwürdig erschien, in gebundene Form  
brachte. Denn Gereimtes läßt sich leichter merken als — Un-  
gereimtes! Auch das würde heutzutage keinem Menschen mehr  
einfallen, über solche einfältige, schlichte Beobachtungen sich tiefere  
Gedanken und man gar Verse zu machen. Wer so denkt, übersteht  
indessen den dauernden Fortschritt der Zeit, und daß früher wichtig  
und bedeutungsvoll war, was heute überholt und unwichtig ge-  
worden ist, — wenigstens für weite Kreise unseres Volkes, die sich  
weniger an eigene, persönliche Erfahrungen, als an die Ergebnisse  
und Ermittlungen exakter wissenschaftlicher Beobachtung halten,  
an denen sie aber selbst in keiner Weise schöpferisch teil haben.

In den alten Bauernregeln aber hat wohl unser ganzes Volk  
der Dichter und Denker seinerzeit mitgearbeitet. Sie sind nicht das  
Erzeugnis geistreicher Einzelner, das bezeugt schon ihr Name. Ihre  
ganzer Reiz, den sie jetzt noch für viele unter uns haben, beruht  
gerade auf ihrer natürlichen Frische und Ursprünglichkeit. Es ist  
glücklicherweise nie versucht worden, über ihre ländlich-bäuerliche  
Beschränkung hinwegzutäuschen und ihnen einen vornehmeren Stamm-  
baum zuzulegen. Auch die schlichte Aufmachung in gereimter Form  
ist ein sicherer Zeuge beträchtlichen Alters. Daß die Verse, im  
einzelnen betrachtet, sehr ungleich in ihrem Werte sind, kann hier  
nicht akkurat besagen. Manchmal haben es sich diese unbekannteren  
alten „Dichter“ in der Tat gar zu leicht gemacht. Es ist keine  
besondere Kunst, Regen-Segen, regnet-segnet, Sonne-Wonne, son-  
nig-wonnig miteinander zu reimen, und man hat davon etwas  
reichlich viel Gebrauch gemacht. Indessen auch im Weizen gibt es  
Suren, und wenn wir die Suren zwischen diesen Bauernregeln  
weglegen, bleibt manches goldene Korn, das um so heller glänzt, und  
uns manchmal nach seitenlanger langweiliger, kümmerlicher Zei-  
tungslektüre plötzlich herzerquickend entgegenlacht und in trübem  
Lagen mit einem Male wieder froh und hoffnungsvoll macht.

Weitere Beweise für ein zum Teil sogar sehr erhebliches Alter  
werden genauere Kenner der Kulturgeschichte unseres Volkes in  
allerlei tieferen und versteckteren Beziehungen erblicken. Da ist  
z. B. in sehr vielen Bauernregeln nicht vom Tage, sondern von  
Nächten die Rede. Die Nacht, die den lichten Tag gebar, hatte  
nach der Anschauung unserer Vorfahren in weit zurückliegender  
Zeit etwas besonders Weibliches, was heute noch manche alte Be-  
zeichnungen in den Kalendern — und damit auch noch in unserm  
alljährlichen Erleben — bezeugen. Wir sprechen von der Christ-  
nacht und von „Fastnacht“ von der Walpurgisnacht, Johannis-  
nacht, Andreasnacht und Silvesternacht, von den „Zwölf Nächten“  
und noch manchen andern durch alte Ueberlieferung ererbten,  
und geheiligten Nächten! Heute noch gelten diese Nächte in unserm  
Sprachgebrauch vielfach mehr, als der ihnen folgende, zum Teil  
völlig belanglose Tag!

In Verbindung damit wäre als weiterer Zeuge hohen Alters  
auch die in den Bauernregeln vielfach zutage tretende Zahlen-  
symbolik zu erwähnen.

Was Matthäus und Sankt Peter macht,  
So bleibt es noch durch vierzig Nacht.

Besonders die 40, eine uralte Frühlbestimmung, und die „sieben  
Wochen“ spielen dabei die Hauptrolle.

Ein anderes Bröckchen halb oder ganz vergessener alter Kultur  
rückt uns eine der vielen Bauernregeln vom Tage Mariä Reinigung  
(2. Februar) vor Augen. Sie lautet:

Lichtmeh!  
Bei Tage eh!  
Nu Spindel und Kunkel vergeh!

Das erinnert daran, daß unsere Vorfahren im Mittelalter ihre  
Hauptmahlzeit erst nach vollbrachtem Tagewerk, in der Vorabend-  
stunde, eingenommen gewohnt waren. Vom Tage Mariä Lichtmeh  
ab hatten sie sich aber nun so eingerichtet, daß sie mit ihrer Arbeit  
bei natürlichem Lichte fertig wurden und auch noch vor Einbruch  
der Dunkelheit essen konnten. Mariä Reinigung bezeichnete also  
den Beginn der mittelalterlichen „Sommerzeit“. Deshalb  
würden auch an diesem Tage die Gerätschaften, mit denen sich  
Winters über die Frauen an den langen Abenden am Herde be-  
schäftigt hatten, Spindel und Kunkel, in die Ecke gestellt und halb  
„vergesen“, weil es nun wieder draußen in Garten und Feld  
genug zu tun gab.

Von besonders eigenartiger kulturgeschichtlicher Bedeutung ist  
aber auch die Bauernregel vom Matthäustage, dem Schalktag,  
Kaiser Lothar II. brachte die Gebirge dieses Heiligen, der an die  
Stelle des Judas Ischariott in die Reihe der Jünger Jesu trat,  
nach Goslar a. S., und so wurde Matthias der älteste Schutzpatron  
des dortigen ältesten Bergwerks des Deutschen Reiches und auch  
der schönen Stadt. Namentlich sein in Silber gefasstes Haupt war  
eins der kostbarsten Kleinode im Goslarer Dom. Damit zog die  
Domgeistlichkeit alljährlich an seinem Ehrentage (24. Februar) durch  
die Stadt und manchmal auch sonst noch weit umher. Sedezehn  
Träger trugen die heiligen Reste in schweren silbernen Schreinen.  
Im Jahre 1100 fand aber der Umzug ein schlimmes Ende. Auf  
der Höhe des Nonnenberges überstel Wibakind von Wolfenbüttel mit  
einer Bande Strauchräuber unversehens die fromme Bürgergarde,  
um ihnen ihren Schatz zu rauben. Da wußten die Träger kein an-  
deres Mittel, als daß sie die beiden Särge flugs in den Stadt-  
graben warfen, und siehe da! Es geschah wie in der Bauernregel:

Matthäus — bricht's Eis,  
Find't er leins,  
Dann macht er eins.

Denn die silbernen Schreine ruhten verborgen unter einer durch-  
schmolzenen oder ebenso rasch neu gebildeten Eisdede. Auf Grund  
dieser Begebenheit soll das eigenartige Merkwort entstanden sein,  
und daß der Matthäustag ein kritischer Tag in dieser Hinsicht ist,  
wird auch noch durch manches Andere, Kleinliche bestätigt.

Diese Bauernregel ist, soweit wir wissen, die einzige, deren  
Herkunft und Alter sich einigermaßen genau bestimmen läßt. Vor  
dem Jahre 1100 kann sie nicht gut entstanden sein, möglicherweise  
aber auch nicht viel später. Manche andere mögen aber aus dem

angeführten Gründen auf noch weit ältere — andere hingegen auf viel spätere — Zeit zurückgehen. Denn auch manch kostbares, eigenartiges Sprachgut nicht darin verborgen, und es lohnt sich wohl, auch dem einmal mit Eifer und Sorgfalt weiter nachzugehen.

### Dom baltischen Lübeck.

Reval — bei diesem Namen steigt vor dem geistigen Auge alles auf, was eine deutsche Stadt trägt. Wenn die andere grobe Stadt des Baltischenlandes, Riga, unter dem Eindringen des modernen Lebens vielfach ihre geschichtlichen Züge hat preisgeben müssen, so hat Reval, obgleich auch an ihm die moderne Zeit mit ihren Ansprüchen und mit ihrem Verächtnis gegen wertvolles Kunstgut der Vergangenheit nicht spurlos vorübergegangen ist, doch mit mehr Glück und mit größerer Fähigkeit sein altes Gesicht behauptet; und da eine glückliche Lage die Stadt begünstigt, da das wirtschaftliche Leben hier eine stattliche Wohlhabenheit versammelte und schließlich Reval an die sieben Jahrhunderte lang im ganzen sich mit leidlicher Bequemlichkeit und Ruhe ausleben und ausbauen konnte, so ist hier ein Stadtbild entstanden, das mit den schönsten und edelsten des deutschen Kulturkreises weiteffert und dem mit Recht der Name des baltischen Lübeck beigelegt worden ist. Ein Name übrigens, den Reval auch insofern zu Recht trägt, als von hier zur Trave viele Kulturbeziehungen sich geknüpft haben: Reval übernahm das südbaltische Recht, war Mitglied des Hanfabundes und hat von südbaltischen Künstlern einige der wertvollsten seiner alten Kunstwerke bezogen, wie besonders den reichen Schmuck der Nikolaikirche, den der Lübecker Maler und Bildhauer Hermann Rode angefertigt hat, und den zurzeit gleichfalls in der Nikolaikirche aufgestellten früheren Altar der Heiligengeistkirche, der ein Werk des Lübecker Bernd Wotke ist. Ueberhaupt wird die tunige Beziehung zwischen Reval und Altheimland dem, der in der Stadt umherwandert, auf Schritt und Tritt aufs klarste fühlbar. Zwar leuchten vom Domberg her die vergoldeten Kuppeln und die fremdartig-östlichen Bauformen der Alexander-Neovski-Kathedrale — aber sie wirken ganz und gar als unorganischer Fremdkörper im Stadtbilde, dessen Umriß vielmehr durchaus die typischen Züge deutscher Stadtanlage und Stadtkunst zeigt. Und ob man nun, mit der Eisenbahn anlangend, in weitem Bogen von dem die Stadt umringenden Hügel langsam zum Bahnhofe hinabgleitet, oder ob man — die schönere Form der Annäherung — von der Seeferse her in Reval ankommt, immer entzückt das Bild dieser einem Schiffe gleich am Meere verankerten Stadt im hohen Grade. Die Masten — das sind dann die Türme, die Revals Stadtbild beherrschen: da der originale schlanke Rathhausturm, dort die breitere Masse von Sankt Nikolai, und über allem die hohe, schlanke Nadel des Mairturmes.

Wer Reval etwa aus dem Luftschiffe betrachtete, der sähe auf den ersten Blick, daß sich aus der weitgestreckten Häusermasse eine etwa eiförmig gebildete Insel heraushebt, die mit ihrer Spitze zum Meere stößt und die von weiten Boulevards und Anlagen umgeben ist. Diese Insel ist Alt-Reval, ist das eigentliche, das geschichtliche Reval, an das sich besonders in neuerer Zeit die weiten, nicht immer gerade ansprechenden Vorstädte mit ihren Industrien angegliedert haben. Diese Insel aber zerfällt wieder in einen Höhenzug und in eine Niederung. Denn die Stadt durchzieht der „Hut“, die Steilküste des Finischen Meerbusens, und dadurch hat ihre Anlage den hohen Reiz des Auf und Ab, der steigenden und fallenden Straßen, der besonderen Mannigfaltigkeit des Stadtbildes erhalten. Droben auf der Höhe hat sich, wie üblich, die geistliche und weltliche Macht angesiedelt. Da steht das wichtige alte Ordensschloß, derb und kraftvoll sich auf den Felsen sitzend und von seinem trotzigem „Langen Hermann“ überragt, und da steht neben allerlei anderen öffentlichen Gebäuden und einigen ritterschaftlichen Palästen Revals alleherrscherliche Domkirche, ein schlichter Bau, dessen Langhaus noch bis auf die Zeit der ersten Anlage zurückgeht. Der Dom befindet, wie alle Bauwerke der Stadt, eine eigentümliche Vaugestaltung. Die Revaler sind immer für das Ernste, Schlichte gewesen, ja selbst einen herben und strengen Zug zeigen die alten Wandentwürfe der Stadt, deren Formen in erster Linie durch das Notwendige bestimmt wurden. Aber an Schmuckfreude hat es darum der Bürgerschaft Revals doch keineswegs gefehlt; reich entfaltet sie sich an den Grabmälern, die die Kirchen füllen, an den Porten der Kirchen wie der Bürgerhäuser, in spitzigem Silbergerät und in hundert Einzelheiten, die die spielende Hand der Künstler schuf. Im ganzen aber walten der strenge Zug in Revals Baukunst vor. Im dem mächtigen Buge der Mauern und Tore findet man nicht die reicheren Schmuckformen, damit etwa im heiteren Frankenslande die Baumeister Nürnbergs Umwallung geziert haben; schwer und plump wie ein Elefantenzug folgten sich die Türme, die in dem Stolze der Revaler, dem mächtigen „Kiel in die Röl“, ihren Höhepunkt erreichten. Von strengem Charakter ist auch das Rathaus, der Mittelpunkt der Niederstadt, dessen rechteckige Masse Laubengänge wohnend auflösen, bis diese leider in Geschäftshäusern verwandelt wurden. So muß der lustige, minarettartige Turm jetzt allein für die Erleichterung der Baumasse Sorge tragen.

Und auf Schritt und Tritt alle Häuser, fesselnde Denkmäler: halbversteckte Kapellen, alte Hüttenhäuser, die Bürgerhäuser, die

Ihre Giebel in schmaler Front der Straßenseite zuwenden und weit in die Tiefe erstrecken. Schließlich sind es aber bei allem dennoch nicht die einzelnen Wandentwürfe, die Revals Schönheit ausmachen, so reich und bedeutend sie auch sind, sondern es ist die ganze und unendlich reizvolle, immer lebendig-organisch wirkende Mannigfaltigkeit des städtischen Lebens, wie es hier auf verhältnismäßig kleinem Raume seinen baulichen Niederschlag gefunden hat. Auf und ab steigen die Straßen, die Häuserzellen verschieben, überschneiden sich; es eröffnet sich der Blick in die dunkleren Seitengassen mit unendlich malerischem Häusergewirr; ein dunkler Torbogen tut sich geheimnisvoll auf; dicke Türme, schlanke Spizen blicken unerwartet über zerfurchte und verunzelte Dächer — und dann wieder ein reizvolles Portal, oder ein schneller Blick in ein weiträumiges Kircheninnere, aus dem Gestühl und Grabmäler in aller Pracht hervorblicken; so folgen, so drängen sich die Bilder. Und hinter dem allen dehnt sich das Meer, Revals Lebensader, an dessen Ufer sich sein Hafen schmiegt. Er ist nach westlichen Begriffen mit seinen Einrichtungen heute nicht ganz auf der Höhe, dieser Hafen; aber Revals Geschichte hat bewiesen, daß der Rigaer Bischof Albert und der Dänenkönig Waldemar II. die richtige Stelle erwählt haben, als sie hier die Stadt am Plage der zerstörten Eistenfeste Lindanissa errichteten. Hinter Revals großer Vergangenheit tut sich noch eine glänzende Zukunft auf.

### Gießener Hausfrauen-Verein. Kochanweisungen.

**Artischockengemüse:** Die Artischocken werden in heißem Wasser gelegt, hiernach läßt sich die Schale leicht abschaben. Sie werden im Schneiden geschnitten, in etwas Fett gedämpft; sind sie gar, wird etwas Mehl in Buttermilch glatt gerührt und mit aufgeschot.

**Artischockenaufsalz:** Die Artischocken werden nach dem Abschaben in kleine Würfel geschnitten, in Fett weich gedämpft oder in Salzwasser gar gekocht. Gekochte kalte Kartoffeln werden durch die Maschine gerieben, einige eingeweichte Brötchen, etwaige Fleischreste, Bratentümpel, gebratene Zwiebel, Salz, Muskatnuß, Tomatenmus oder geriebenen Käse, dies alles mengt man gut durcheinander und legt es mit den Artischocken lagenweise in eine vorgereinigte Form, quirlt ein Ei in Buttermilch ab und begießt es damit. Dann bestreut man die Form mit Weizenbrot und, wenn man hat, mit Fettflöckchen und backt sie im Ofen.

**Schiloree-Suppe:** Das bittere Wurzelende des Schilorees wird aufgeschnitten, der Schiloree fein wie Endivien geschnitten, in Butter gedämpft, mit Wasser aufgegossen und eine halbe Stunde gekocht, dann mit Brühekräutern und Tomatenmus gewürzt.

**Einfache Griechische Speise:** In einem Liter verdünntem Fruchtmost werden 100 Gramm Griech unter ständiger Rühren etwa 10 Minuten gekocht und mit dem Schneebesen eine Viertelstunde hart geschlagen.

### Wäffelsprung.

	ne	Run	Schar	Schwe	
den!	daß	Kluft-	ber	der	tach
Här	ill	im	spinnt	mern	gen
Mär	fü	schlum	und	ge	Wäl
Lust	chen	blau	ster	de	des
Derbst	chen	Wald	der,	de	wand!
ob	er	ben	in	Land,	Fel

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schachaufgabe in voriger Nummer:

- W. Kh8, Df7, Sd5, g2, Tb5, Be2, f2, 5.
- Schw. Ko4, Ld8, Sf8, h7, Ta7, g4, Ba4, b7, d4, 6, 06.
- 1. Df7-c7 ed. 2. De4. — 1. . . Le7: 2. Sf6: —
- 1. . . d3 2. Sc3f. — 1. . . a5 2. Dc2f. — 1. . . Kf5.
- 2. Se7f. — 1. . . beliebige 2. Sc3f.